

BÉATRICE DURAND

»Typisch deutsch? Typiquement français?« Über die Halbwertzeit kultureller Vorurteile Ein Streitgespräch

In Anschluß an die Lektüre der *Lettres berlinoises* und der *Französischen Briefe* fand zwischen den Schülern aus Paris und Berlin ein Streitgespräch über die Halbwertzeit kultureller Vorurteile statt. Im Sinne der »gekreuzten Blicke« tauschten sich die Schüler über ihre gegenseitige Wahrnehmung der beiden Länder aus und überprüften dabei die Macht überlieferter Vorstellungen. Aus dem *Lycée international*, Saint-Germain-en-Laye, nahmen daran Michael Kranz und Zvetelina Stancheva teil, aus dem *Französischen Gymnasium*, Berlin, Flora Conte, Anja Sommer und Norbert Widowski. Alle sind Schüler der 11. Klasse bzw. der *première*. Alle kennen beide Länder, sind zwei-, wenn nicht mehrsprachig, also schon professionelle Grenzgänger.

Das Gespräch fand in beiden Sprachen statt, denn was wäre ein Gespräch zur gegenseitigen Wahrnehmung, das sich nur in einer Sprache abspielen würde? Für die gedruckte Fassung wurden jedoch der Lesbarkeit halber alle Beiträge ins Deutsche übertragen. Das Gespräch moderierten Béatrice Durand und Etienne François.

Zunächst wurden die Teilnehmer aufgefordert, auf die gerade vorgetragene *Lettres berlinoises* und die *Französischen Briefe* zu reagieren.

MICHAEL KRANZ: Für Deutsche ist nach wie vor die Meßlatte des Französischen das Essen. Das finde ich, ehrlich gesagt, schade, denn Frankreich hat mehr zu bieten als das Essen. Mir fiel auch auf, daß die Briefe die Unterschiede als nicht mehr so groß einschätzen. Unterschiede gibt es aber immer noch: Die Franzosen kommen tatsächlich immer etwas später. Es sind die berühmten 15 Minuten. Man kann also nicht sagen, daß es keine Unterschiede gibt. Man sollte vielmehr damit leben lernen. Die Unterschiede sind eine Bereicherung. Dabei haben viele Leute gar keine Möglichkeit, mit dem anderen Land in Kontakt zu kommen. Damit die deutsch-französische Freundschaft für die Menschen kein abstrakter Begriff bleibt, damit die Leute etwas Existentielles mit ihr verbinden können, müssen sie reisen und in die andere Kultur eintauchen können. Deshalb müßte man den Austausch zwischen Deutschland und Frankreich noch intensivieren.

FLORA CONTE: Ich finde schon, daß das Essen in Frankreich eine ganz andere Rolle spielt. Wenn ich nach Frankreich fahre, kaufe ich mir immer als erstes ein Croissant und ein *éclair au chocolat*. Eine Freundin, die aus einem Schüleraufenthalt in Deutschland zurückkommt, hat mir erzählt, wie schwer es ihr fiel, zu unregelmäßigen Zeiten essen zu müssen.

BÉATRICE DURAND: Also geht Kulturerkenntnis über den Magen.

FLORA CONTE: Was mir in den Briefen gut gefiel, das sind die Beobachtungen zum Supermarkt. Es ist viel schwieriger, sich in einem deutschen als in einem französischen Supermarkt ordentlich zu ernähren. Für mich zeigt dies, daß Klischees eine gewisse Realität haben. Auf der anderen Seite gibt es in Deutschland nette kleine Geschäfte – türkische, italienische, Bioläden –, die es in Frankreich gar nicht gibt. Umgekehrt haben jetzt *Aldi* und *Lidl* in Frankreich Fuß gefaßt.

ANJA SOMMER: Ich habe in Frankreich von Leuten gehört, die 70 % ihres Geldes für Essen ausgeben. Das kann man sich in Deutschland nicht vorstellen.

ZVETELINA STANCHEVA: »La poésie montre nues sous une lumière qui secoue la torpeur les choses surprenantes qui nous environnent et que nos sens enregistraient machinalement.« (»Nackt und in einem Licht, das ihre Trägheit abschüttelt, zeigt uns die Dichtung die wundersamen Dinge, die uns umgeben und die wir nur mechanisch registriert hatten.«) Dieses Zitat trifft auch auf die *Lettres berlinoises* und die *Französischen Briefe* zu. Durch Gewohnheit verliert man die Fähigkeit, sich zu wundern. Diese Briefe halten uns Spiegel vor Augen und stellen so unsere Wahrnehmungsgewohnheiten in Frage.

NORBERT WIDOWSKI: Ich habe bei der Lektüre an eigene Erfahrungen denken müssen. Ich hatte einen Schüleraustausch in Frankreich, habe dort auch Urlaub verbracht. Das erste, was einem in Frankreich auffällt, sind tatsächlich die Eßgewohnheiten. Es ist schon ein großer Unterschied. Frankreich ist auch ein weniger offenes Land. Zum Beispiel habe ich gesagt, daß ich aus Berlin komme, und mein Gesprächspartner wußte nicht einmal, wo Berlin liegt. Es ist hier in Deutschland bekannt, daß Paris das Zentrum Frankreichs ist.

FLORA CONTE: Eine meiner Freundinnen hat sogar gefragt, ob man in Berlin Spanisch spricht.

BÉATRICE DURAND: Sie haben alle fünf sehr unterschiedliche Biographien. Einige haben deutsche, einige deutsche *und* französische Eltern, Zvetelina kommt aus Bulgarien. Welche Rolle spielt die eigene Biographie – die Familie, die Schulgeschichte – in der Entstehung dieser Vorstellungen von dem einen und dem anderen Land?

MICHAEL KRANZ: Ich komme aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Stuttgart. Mein Vater wurde von seiner Firma nach Paris geschickt, und die Familie ist mitgezogen. Für mich war das ein doppelter Schock: von Deutschland nach Frankreich und dann von einer Klein- in eine Großstadt! Der hat sich aber schnell gelegt. Ich war am *Lycée international*, und diese Schule hat mir sehr geholfen. Im ersten Jahr lernt man sehr schnell Französisch. Dadurch habe ich viele Freunde verschiedener Nationalität gehabt. Dazu muß man sagen, daß man am *Lycée international* wenig mit »normalen« Franzosen zu tun hat, sondern mit Menschen, die auch Ausländer sind. Also bewege ich mich in Kreisen, die gar nicht so typisch für Frankreich sind.

Dennoch lebe ich gern in Frankreich. Ich hätte nicht unbedingt Lust, nach Deutschland zurückzuziehen. Mein Bild von Frankreich ist eher positiv.

FLORA CONTE: Ich bin wirklich »deutsch-französisch«. In meinem Leben habe ich genauso viel Jahre in Deutschland wie in Frankreich verbracht – einige Jahre auch in Ägypten. Mir fallen schon die Unterschiede auf. Ich war in Deutschland in der Krippe, in Frankreich in

der *Maternelle*, in Berlin an der *Europa-Schule*, dann im *Lycée* im 16. *arrondissement* von Paris mit Leuten, die Frankreich nie verlassen hatten – also mit sehr französischen Leuten –, dann wieder am *Französischen Gymnasium* in Berlin, wieder in Paris, und schließlich wieder am *Französischen Gymnasium* in Berlin. Beide Länder ergänzen sich gut. Ich freue mich, wenn ich nach Paris fahre, bin aber auch immer glücklich, wieder in Berlin zu sein. Wenn ich gefragt werde, was ich für Vorstellungen und Stereotype über Deutsche und Franzosen habe, gibt es vielleicht ein paar Kleinigkeiten, aber nichts Wichtiges. Die Kraft der Stereotype bekam ich vor allem durch französische Deutschlehrer und -schüler zu spüren. Für die Deutschlehrerin in meinem Pariser *Lycée* war Deutschland München und der Weihnachtsmarkt. Manche Lehrer, finde ich, kennen Deutschland gar nicht gut und vermitteln Stereotype. Umgekehrt kann ich es nicht wirklich beurteilen, weil ich am *Französischen Gymnasium* zur Schule gehe. Ich habe aber das Gefühl, daß die Deutschen Frankreich besser kennen, als die Franzosen Deutschland.

BÉATRICE DURAND: In den Briefen und Berichten ist der Unterschied der Schulkulturen angesprochen worden. Sie werden mit beiden konfrontiert. Wie kommen Sie damit klar?

ZVETELINA STANCHEVA: Ich will nicht sagen, daß die einen besser sind als die anderen. Wir erleben einfach zwei unterschiedliche Lernmethoden. Wir haben vier Stunden deutsche Literatur, vier Stunden Geschichte in deutscher Sprache, und die restlichen Stunden auf Französisch. Die deutschen Lehrer verlangen von uns, daß wir unsere Meinung sagen, selbst nachdenken und uns beteiligen. Mündliche Mitarbeit ist wichtig. Im Gegensatz dazu zählt bei den französischen Lehrern eher das Schriftliche. Dafür ist es oft viel klarer strukturiert. Für die *dissertation* müssen wir eine Einleitung, drei Hauptteile und eine Schlußfolgerung schreiben...

ETIENNE FRANÇOIS: Als einer, der in Deutschland lehrt, muß ich zugeben, daß ich mich mit der Zeit geändert habe. Ich war zu Beginn »deutscher« und habe bei der Gestaltung schriftlicher Arbeiten alles angenommen. Auf Dauer aber führt diese Unstrukturiertheit ins Leere. Inzwischen lege ich immer mehr Wert darauf, daß die Studenten von dieser französischen Sitte profitieren, schriftliche Arbeiten strukturieren zu müssen.

ANJA SOMMER: Mir fällt auch auf, daß die französischen Lehrer ihr Programm durchziehen und am Ende noch eine *conclusion* bringen – und das genau auf die Minute. Der positive Aspekt bei den deutschen Lehrern ist, daß sie auch mal diskutieren. Sie sind wirklich offen. Dafür verlieren sie manchmal den Faden...

FLORA CONTE: In Deutschland ist man in der Schule viel weniger gestreßt. Es ist einfach lockerer. Das sagte auch ein Austauschschüler, der bei uns an der Schule war: In Frankreich ist man wegen der Programme, die man einhalten muß, sehr unter Druck.

MICHAEL KRANZ: So ist es bei uns jedenfalls nicht. Der deutsche Unterricht gewährt mehr Freiheit. Und das finde ich positiv. Der französische Unterricht ist sehr konzentriert. Was vermittelt wird, ist *savoir*. Französische Schüler haben *un très grand savoir*. Dieses Wissen können sie aber nicht immer artikulieren. Wenn die Klassen gemischt sind, sind es meistens deutsche Schüler, die dem Lehrer widersprechen.

BÉATRICE DURAND: Und wie reagieren die französischen Lehrer darauf?

MICHAEL KRANZ: Viele sehen das gerne und nehmen es mit Humor. Manche nicht. Aber ich glaube, daß es sie im Grunde stört. Es bringt auch nichts, weil die anderen Schüler nicht

einsteigen. Im deutschen Unterricht dagegen fehlt manchmal das Niveau an Wissen. Man bräuchte beides: *le savoir*, und daß man damit argumentieren kann.

FLORA CONTE: Was den deutschen Schülern fehlt, ist, daß sie zu wenig zu Hause arbeiten. Es gibt in Deutschland ganz viele Regelungen, daß man z. B. am Wochenende keine Hausaufgaben aufgeben darf... Umgekehrt ist es in Frankreich übertrieben. Wir bräuchten *un juste milieu*.

NORBERT WIDOWSKI: In Frankreich war auch ich in der Situation, daß ich mit dem Lehrer überhaupt nicht einverstanden war. Ich habe prompt widersprochen. An der Reaktion der Klasse merkte ich, daß das nicht üblich war. Alle waren plötzlich still. Der Lehrer war auch etwas geschockt. Allerdings gab es nicht nur strenge Lehrer. Es gab auch sehr wenig qualifizierte Lehrer, die keine Ordnung in der Klasse halten konnten, die auch keinen strukturierten Unterricht machten. Tendenziell sind aber deutsche Lehrer offener für Mitarbeit, und es gibt in Frankreich mehr System. Aber: Auf beiden Seiten lassen sich auch Gegenbeispiele finden.

ANJA SOMMER: Interessant finde ich, daß dies den vermeintlichen Stereotypen widerspricht. Angeblich sind die Deutschen sehr korrekt, pünktlich und auf Disziplin bedacht, während die Franzosen das Leben genießen. Mein Gefühl ist aber, daß es im schulischen Bereich geradezu umgekehrt ist.

MICHAEL KRANZ: Nicht nur im schulischen. Wir haben in Frankreich ein Haus gebaut und haben lange gebraucht, bis wir die Baugenehmigung hatten. Der Giebel mußte genau parallel zur Straße sein... Ich glaube, Bürokratie ist nicht nur ein deutsches Phänomen.

ANJA SOMMER: Das ist schön zu hören.

ZVETELINA STANCHEVA: Wenn französische Lehrer den Schülern zwei Stunden lang etwas vortragen, stellen sie sich gar nicht die Frage, ob die Schüler es verstehen und etwas davon behalten. Es kommt zu dem Punkt, wo man gar nichts mehr aufnehmen kann.

ANJA SOMMER: Ich hatte das Gefühl, die französischen Lehrer würden in den *Lettres berlinoises* etwas negativ dargestellt, und das finde ich nicht ganz korrekt.

BÉATRICE DURAND: Beide Traditionen ergänzen sich und fördern unterschiedliche Fähigkeiten und Leistungen. In einer idealen Welt müßten beide nicht verschmelzen, sondern einander bereichern.

ANJA SOMMER: Dafür ist unsere Schule ein sehr gutes Beispiel. Wir kriegen manchmal Lehrer aus Frankreich, die ihre Ausbildung gerade abgeschlossen haben. Es kam ein Physiklehrer, der uns alle beim Nachnamen genannt hat. Keiner hat sich gemeldet, wir waren sehr irritiert. Er hat sich aber binnen weniger Monate verändert und sich zu einem hervorragenden Lehrer entwickelt. Und er hatte Autorität: Bei ihm war es still und ruhig. Es gibt viele an unserer Schule, die diesen Mittelweg gefunden haben.

ETIENNE FRANÇOIS: Der Mittelweg, *le juste milieu*, das könnte auch die *mediocritas* sein. Der Mittelweg ist nicht immer die beste Lösung. Ihr Bild ist sehr harmonisch: Man hat das Gefühl, daß Sie vom anderen nur das Beste nehmen. Ist es wirklich so? Gibt es nicht Reibungen?

MICHAEL KRANZ: Die französischen Lehrer machen den Unterricht auf französische Art, die deutschen auf deutsche, und wir sind in der Mitte. Lehrer lernen nicht voneinander. Die Mischung entsteht bei den Schülern.

ANJA SOMMER: Bei uns ist es genauso. Mittlerweile wird das Wort »Fusion« am *Französischen Gymnasium* nur mit Ironie ausgesprochen ...

BÉATRICE DURAND: Wie entwickelt man sich, wenn man täglich mit verschiedenen Lehrern konfrontiert ist? Entsteht da eine neue Identität?

FLORA CONTE: Es kann ganz angenehm sein.

ANJA SOMMER: Ich komme aus einer rein deutschen Familie, und dazu aus dem Osten. Das heißt: Bei mir spricht keiner Französisch. Es ist Zufall, daß ich auf diese Schule kam und die Sprache und die Kultur kennenlernte. Keiner hat bei mir über Frankreich gesprochen oder etwas gewußt. Es gab also keine Vorbelastung, keine Stereotype. Am Anfang hatte ich auch wenig Kontakt mit französischen Schülern, weil wir in unterschiedliche Klassen aufgeteilt waren. Der Kontakt hat sich erst wirklich in diesem Jahr entwickelt, weil unsere Sprachniveaus es jetzt erlaubt haben und auch weil das Kurssystem für das Abitur die Schüler neu gemischt hat. Es ist *complètement égal*, ob man Deutsch oder Französisch spricht. Wir denken nicht mehr darüber nach – wir haben einen eigenen Kauderwelsch.

BÉATRICE DURAND: Führt die Beschäftigung mit der jeweils anderen Kultur dazu, daß man die eigene anders wahrnimmt?

MICHAEL KRANZ: Auf jeden Fall. Wenn ich jetzt nach Deutschland, also nach Stuttgart, zurückgehe, habe ich die Verbundenheit zu meinem Heimatort etwas verloren. Ich bin jetzt ein Beobachter, der nach Deutschland kommt und habe das Gefühl, daß die Menschen dort etwas engstirnig sind. Ich bin skeptischer geworden. Wer nie weg von zu Hause war, hat eine engstirnige Vision der Welt. Wichtig ist nicht nur, daß man andere Kulturen kennt, sondern, daß man die eigene Kultur hinterfragt und an dieser Kultur etwas ändern will.

ETIENNE FRANÇOIS: Sie sind in einem Ausbildungssystem, das noch sehr außergewöhnlich ist. Noch gehören Sie zu einer Minderheit. Kommen Sie sich als Exoten oder als Vorreiter vor? Haben Sie den Eindruck, daß man die Erfahrungen, die Sie gerade machen, ausweiten könnte? Oder meinen Sie, daß Sie eine Ausnahme bleiben werden?

ANJA SOMMER: Auf keinen Fall. Europa soll nicht nur im Politischen und im Wirtschaftlichen entstehen. Es gibt in Europa so viele verschiedene Nationen. Man muß mehr Kontakte fördern. Das *Französische Gymnasium* ist dafür ein gutes Modell. Wir sind offiziell eine deutsch-französische Schule. Es sind aber sehr viele andere Nationen an der Schule vertreten, aus dem frankophonen Bereich und aus aller Welt.

ETIENNE FRANÇOIS: Würden Sie der Behauptung mancher Politiker widersprechen, daß die deutsch-französische Zusammenarbeit zu einer neuen Exklusivität führt?

MICHAEL KRANZ: Ich glaube schon, daß das der Fall ist. Letztes Jahr, als sich der *Elysée-Vertrag* jährte, gab es ein Jugendparlament. Es wurden Schüler aus deutschen und französischen Schulen, u. a. aus unserer Schule und aus einem *Lycée technique* in der *banlieue*, eingeladen. Die hatten mit der deutsch-französischen Geschichte überhaupt nichts zu tun und waren vollkommen desinteressiert. Sie haben nicht gewußt, was sie mit der Frage anfangen sollten. Es besteht, glaube ich, die Gefahr, daß die deutsch-französischen Beziehungen etwas elitär werden. Ich glaube nicht, daß sich daran schnell etwas ändern wird. Ich glaube auch nicht, daß es ein *Lycée international* in einem kleinen Provinzdorf, in Bayern oder in der Picardie, geben könnte, weil die Schüler dort damit nichts anzufangen wüßten. Das wäre *complètement absurde*.

FLORA CONTE: Nicht unbedingt. Wenn ich in Frankreich auf dem Land bin, werde ich von Jugendlichen gefragt: Warum hast du nicht zu gleicher Zeit Ferien wie wir? Wie ist es an einem französischen Gymnasium in Deutschland? Sprechen die dort Französisch? Ich muß viel erzählen. Sie sind schon interessiert.

NORBERT WIDOWSKI: Seit einigen Jahrzehnten gehen immer mehr Menschen ins Ausland. Dadurch werden Schulen wie das *Französische Gymnasium* immer wichtiger.

MICHAEL KRANZ: Manche gehen ins Ausland, aber nicht alle. Das bleibt eine Minderheit. Zuerst muß es Kontakte geben. Und erst dann hat es Sinn, ein *Lycée international* aufzubauen.

FLORA CONTE: Aber mit uns!

ZVETELINA STANCHEVA: Solche Schulen sollten keine vereinzelt Fälle bleiben. »Europa« wird es nur geben, wenn die Bürger ein gemeinsames Bewußtsein entwickeln. Das heißt nicht, wie heute morgen im Referat zu Montesquieu gesagt wurde, daß man dabei die eigene nationale Herkunft vergißt, sondern daß man ein europäisches Bewußtsein entwickelt. Dafür muß Europa nicht nur als juristische Institution auf dem Papier existieren, sondern auch in den Köpfen der Bürger. Dafür braucht man internationale Schulen, weil man dort vom frühesten Alter an mit dem, was Europa ausmacht, konfrontiert wird: mit der Vielfalt der Kulturen. Dafür muß man offen und tolerant sein. Wenn man irgendwohin geht, sollte man nicht als erstes sagen: »Nein! Meine Kultur ist die bessere.« Man sollte sich in die anderen einfühlen und fragen können: »Warum denken die, wie die denken?« Deshalb brauchen wir europäische Schulen.

BÉATRICE DURAND: Die Fähigkeit zum Perspektivwechsel ist demnach das wichtigste. Auch Montesquieu hat den Perspektivwechsel praktiziert: Wie sieht die Welt aus, wenn ich mich in die Perspektive des anderen versetze?

ZVETELINA STANCHEVA: Wie Malraux bereits sagte, wird Kultur nicht vererbt, sondern erobert. Dafür ist aber das gemeinsame Bewußtsein unabdingbar. Dafür brauchen wir Jugendparlamente. Und Geschichte. Wenn man die Geschichte eines Landes und auch die der europäischen Konstruktion kennt, versteht man einiges besser.

ETIENNE FRANÇOIS: Im *Esprit des lois* analysiert Montesquieu die verschiedenen Regierungsformen im Zusammenhang mit der Organisation der Gesellschaften und dem Verhalten der Individuen. Es gibt auf der einen Seite die »Gesetze«, und auf der anderen die »Sitten«. Wenn ich Ihnen zuhöre, habe ich das Gefühl, daß Sie nicht nur deutsch-französische, sondern schon sehr europäische »Sitten« im Sinne Montesquieus haben. Haben Sie das Gefühl, daß die politische Realität, in der Sie leben, mit dem, was Sie sind, harmonisiert? Oder denken Sie im Gegenteil, daß noch tiefe politische Veränderungen notwendig wären, damit Europa Ihnen gerecht wird? In vielen Hinsichten – durch Ihre Fähigkeit, perspektivisch zu leben, für andere Kulturen aufmerksam zu sein usw. – haben Sie Entwicklungen vorweggenommen. Aber dafür braucht man einen politischen Rahmen. Was erwarten Sie von der Politik, wenn Sie nicht Vorreiter oder Außenseiter bleiben wollen?

FLORA CONTE: Politik ist dabei nicht so wichtig. Ich versuche nur Leuten, die nichts als ihr Zuhause kennen, zu vermitteln, daß es anderswo schön sein kann, daß man sich davor nicht zu fürchten braucht. Das ist nicht politisch. In Paris habe ich ein Plakat gesehen, das ein

junges deutsch-französisches Paar darstellte: Es sollte beide Länder einander näherbringen. Es war aber lächerlich. Politiker machen solche Plakate. Aber so etwas nützt nichts. Das ist nicht ehrlich. Die deutsch-französische Freundschaft als politische Angelegenheit berührt mich nicht sehr. Man braucht nur offen zu sein.

BÉATRICE DURAND: Politisch ist aber nicht nur das, was die Politiker tun!

ETIENNE FRANÇOIS: Die Gründung des *Französischen Gymnasiums* und der *Europa-Schulen*, das waren doch politische Entscheidungen!

MICHAEL KRANZ: Ich denke, daß die Regierungen aufhören sollten, bloß ihre nationalen Interessen zu vertreten, wie man es beim Kampf um die Sitze im Sicherheitsrat der UNO sieht. Mich interessiert kein deutscher oder französischer Sitz. Ich bin für einen europäischen Sitz. Wenn es eine europäische Außenpolitik gäbe, wäre das schon ein großer Fortschritt. Deshalb glaube ich schon, daß die Politik eine wichtige Rolle hat. Und daß sie diese Rolle ungenügend wahrnimmt. In allen Ländern gibt es europäische Tendenzen, aber auch viele Leute, die einfach noch nicht wissen, warum Europa für sie gut ist.

ETIENNE FRANÇOIS: Das ist eine dezidierte Meinung, aber Zufall oder nicht, ist diese Meinung von einem Jungen und nicht von einem Mädchen vertreten worden. Ist es so, daß die Politik immer noch eine Sache von Männern ist?

ZVETELINA STANCHEVA: Die Politik ist die Basis. Das Jugendparlament hat konkrete Vorschläge gemacht: mehr Austausch zwischen den Schulen, ein *service des volontaires européens* anstelle des nationalen Militärdienstes.

NORBERT WIDOWSKI: Schüleraustausch ist der erste große Schritt. Schüler, die eine Woche in Frankreich waren, wußten schon mehr als Schüler des *Französischen Gymnasiums* nach Jahren.

ANJA SOMMER: Man muß immer viel fordern. Die Politik wird wohl oder übel darauf eingehen, wenn wir Interesse oder Engagement zeigen.

Übersetzung der französischen Gesprächspassagen von Béatrice Durand